

Interview mit:

FRANK A. MEYER

Seit 15 Jahren ist Frank A. Meyer in der Ringier-Führungsetage; heute ist er publizistischer Berater von Verleger Michael Ringier. Mit ihm spricht er über Journalismus, Politik, Philosophie und über Gott und die Welt. Das Operative ist sein Ding nicht, aber die intellektuelle Auseinandersetzung. Meyer, der seit über fünf Jahren kein Interview mehr gegeben hat, sagt im exklusiven "persönlich"-Gespräch, welches seine Rolle ist bei Ringier, in der Politik, in der Gesellschaft und im Leben.
Interview: Oliver Prange

*Das Wichtige am autodidaktischen Weg ist:
Man ist nie erlöst.*

Mir fehlt die wirtschaftliche Elite.

Das ist so typisch schweizerisch: Man verdrängt jemanden, dass das, was er tut, nur Vorwand ist, um ein persönliches Ziel zu erreichen.

Ich vertrete mit Vehemenz, wovon ich überzeugt bin. Aber ich tue es im Bewusstsein, dass meine Auffassung nur eine Variante ist.

Da gibt es dann Politiker, die sich als Führer aufspielen, indem sie simple Antworten auf komplexe Fragen geben.

Es kommt vor, dass Politiker mir gut zuhören. Umgekehrt kommt es vor, dass ich von Politikern lerne.

Ich glaube nicht, dass ich narzisstisch bin.

Ich sage immer, meine Funktion ist mein Name und weiter nichts.

Es heisst, Sie lesen jeden Tag ein Buch. Stimmt das?

“Nein, das wäre ja nicht möglich. Doch lese ich in Büchern am Morgen, Mittag und Abend. Bücher sind meine intellektuelle Lust. In letzter Zeit lese ich aber auch intensiv Feuilletons deutscher Zeitungen, zum Beispiel der Frankfurter Allgemeinen oder der Süddeutschen Zeitung.”

Welche Bücher interessieren Sie derzeit?

“Ich lese momentan Bücher, die sich mit der jüngsten Geschichte oder mit der wirtschaftlichen Entwicklung, insbesondere mit dem Neoliberalismus auseinandersetzen. Auch der Faschismus interessiert mich sehr, es ist eine neue Hitler-Biografie erschienen. Das ist leider wieder ein aktuelles Thema. Dann lese ich Sebastian Haffners frühestes Buch, das erst jetzt, nach seinem Tod, publiziert wurde. Darin wird aufgezeigt, wie sich ein autoritäres System entwickeln und etablieren kann.”

Kann man so viele Bücher überhaupt aufnehmen, oder ist das nicht vielmehr eine Art des Konsums?

“Ich kann einfach nicht an einem Buch vorbeigehen, das mich interessiert. Es ist natürlich nicht möglich, all die Bücher ganz zu lesen. Ich rieche sogar gerne an Büchern. Sie sind für mich sinnliche Erlebnisse. Auf Reisen sind das Schwerste im Gepäck immer Bücher, weil ich mich nicht entscheiden kann, in welchem ich gerade lesen möchte. So lese ich in verschiedenen Büchern parallel, zum Beispiel gerade in einer Biografie über Thomas Mann oder in der Neuübersetzung des Manzoni-Romans Die Verlobten.”

Wonach suchen Sie in Büchern?

“In der Belletristik suche ich die Sprache. Sprache kann man spüren. Sie vermittelt Leben. Belletristik handelt von Erleben, wie es jeder Mensch kennt. Thomas Mann schrieb immer auch über sich selbst; es entstanden Werke von einer Jahrhunderte überdauernden Gültigkeit – Klassiker eben.”

Die grossen Autoren bringen sich selbst in ihre Geschichten ein, inwiefern bringen Sie sich in Ihre Texte ein?

“Ich schreibe ausschliesslich im Sonntagsblick eine Kolumne. Da bringe ich meine gesellschaftliche Sensibilität ein. Ich versuche, mich in einer sehr persönlichen Sprache und Form auszudrücken.”

Reicht es Ihnen, möglichst viele Sonntagsblick-Kolumnen geschrieben zu haben, müsste da nicht etwas von bleibendem Wert sein? Warum haben Sie noch kein Buch geschrieben?

“Ich schreibe ja die Kolumne in einer Zeitung mit mehr als einer Million Leser. Das ist ein gewaltiges Podium, und es gibt in

unserem Land kein besseres. Kommt dazu, dass ich damit alle erreiche – vom einfachen Leser bis zum Establishment. Man hat mich schon aufgefordert, die Kolumnen als Buch herauszugeben. Ich möchte das eigentlich nicht. Aber ein Buch schreiben? Vielleicht kann ich das nicht.”

Was fehlt Ihnen, um ein Buch zu schreiben?

“Ich hätte die Geduld nicht, um die Dichte der Assoziationen, die mich bewegen, in Sprache umzusetzen. Ich denke schneller, als ich zu schreiben vermag.”

Ein Buch zu schreiben erfordert auch inhaltlich mehr: Man muss Charaktere erfinden, sie zum Leben erwecken und sie interagieren lassen.

“Sie meinen ein belletristisches Buch? Ich bin kein Dichter. Ich könnte vielleicht ein Buch über die Schweiz verfassen, in dem ich meine Einsichten und Überzeugungen zu politischen und kulturellen Themen sichtbar mache.”

Wie haben sich Ihre Überzeugungen über die Jahre gebildet? Welche Schlüsselerlebnisse hatten Sie?

“Die meisten Grundüberzeugungen bringe ich aus meinem Elternhaus mit. Ich bin sehr sensibel, was die soziale Gerechtigkeit betrifft, und sehr Streitbar, was Freiheit und Demokratie angeht.”

Inwiefern stammen Ihre Einsichten aus Ihrem Elternhaus?

“Als Kind half ich meinen Eltern abends bei der Heimarbeit. Das ergab einen Zusatzverdienst, den wir zum Leben brauchten. Meine Mutter verfertigte Uhrenbänder, mein Vater setzte Uhren zusammen. Dabei erzählte er uns vom Krieg, vom Faschismus, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Er konnte sehr gut und kämpferisch erzählen. Diese Zeit der Geborgenheit hat mich geprägt.”

Mussten Sie auf Ihrem Weg Ihre Denkweise überprüfen, sich von Überzeugungen trennen?

“Die grundsätzliche Linie habe ich nie verlassen. Sehr früh war ich, gemeinsam mit Mario Cortesi, eine Mischung aus engagiertem Journalist und Unternehmer. Wir starteten in den Sechzigerjahren im Büro Cortesi in Biel mit vier Personen; als ich wegging, waren es 50. Wir gründeten in den Siebzigerjahren die Partei der Freien Bieler Bürger, die links der Mitte stand. Ich war aber nie ein 68er. Das waren Studenten, die aus bürgerlichen und wohlhabenden Familien stammten. Junge Leute aus Arbeiterfamilien wie mich gab es bei dieser Bewegung nicht. Ich will mich nicht von den 68ern distanzieren. Ich halte diese Generation für wichtig, besonders wenn ich das mangelnde politische Engagement vieler Jugendlicher heute betrachte.”

Viele der 68er sind heute in der Verantwortung, im Bundesrat, in der Leitung eines Think Tanks der Schweiz.

“Das ist ja das Interessante. So manche standen früher links von mir und stehen heute eher rechts von mir. Daraus ersehe ich, dass ich meine Grundsätze nicht preisgegeben habe. Aber ich habe durchaus immer neue Einsichten gewonnen: Früher war ich der Überzeugung, der Staat müsse die gesellschaftlichen Probleme lösen. Heute sehe ich ihn eher als Animator, der ermöglicht, ermutigt, erleichtert.”

Ist Ihr Staatsverständnis immer noch ein linkes?

“Es ist ein klassisch-demokratisches: Ich erachte den Anti-Staatsreflex, wie wir ihn heute erleben, als äusserst problematisch. Ich halte es für falsch, dass die Wirtschaft fordert, der Staat dürfe sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen. Damit betreibt die Wirtschaft Machtpolitik. In einer Demokratie aber ist es das Recht und die Pflicht aller Bürger, Politik zu betreiben, gerade dort, wo es um die Wirtschaft geht.”

Halten Sie das, von dem Sie überzeugt sind, für die Wahrheit?

“Ich vertrete mit Vehemenz, wovon ich überzeugt bin. Aber ich tue es im Bewusstsein, dass meine Auffassung nur eine Variante ist. Die Demokratie verteidige ich ohne Einschränkung, ebenso die soziale Gerechtigkeit, die Menschenwürde, die Menschenrechte, die Freiheitsrechte, den Rechtsstaat. Das sind Werte, auf die sich die meisten anständigen Menschen schnell einigen können.”

Können Sie über sich selbst lachen?

“Viel, ja.”

Wann?

“Spontan kann ich das schlecht sagen. Aber ich kann mich im Gespräch mit anderen Leuten sogar karikieren und persiflieren. Gerne lachen und Humor haben kann man nur, wenn man auch über sich selber lachen kann.”

Moralisten können vielleicht weniger gut über sich selbst lachen.

“Ich bin auch ein Moralist. Aber wissen Sie, wer Prinzipien hat, muss sie nicht immer mit ernster Miene vor sich hertragen.”

Was konnten Sie durch Ihr Tun wirklich bewirken?

“Für mich ist der Weg das Ziel. Ich arbeite und habe Freude daran. Wenn ich durch einen Kommentar etwas klarmachen oder eine neue Perspektive eröffnen kann, ist das für mich eine tiefe Befriedigung. Glück gibt es im Beruf nicht, sondern wohl nur in der Liebe. Der Beruf macht höchstens Freude.”

Was ist für Sie Glück?

“Ich glaube, Glück ist ein Augenblick im Leben. Es ist etwas sehr Seltenes und unglaublich Wertvolles, das man nur mit einem Menschen gemeinsam erleben kann. Es hat wahrscheinlich immer mit einem andern Menschen zu tun, für mich mit meiner Lebensfreundin Lilith Frey. Glück ist immer Liebe.”

Sind Sie ein Romantiker?

“Ja.”

Sie suchen Menschen und setzen sie in Positionen. Sehen Sie sich als Macher oder, wenn man so sagen will, als Personenplayer?

“Ich arbeite gerne mit Menschen. Wenn man sich auf einen Menschen einlässt, gibt man sich auch preis und geht damit das Risiko des Enttäuschtwerdens ein. Umgekehrt gibt es auch Menschen, die von mir enttäuscht sind. Ich will damit nur sagen: Wer sich auf jemanden einlässt, riskiert immer viel. Ich machte schon mit 20 Jahren die Rechnung: Wenn ich auf hundert Menschen setze und von 99 enttäuscht werde und von einem nicht, werde ich das Risiko wieder eingehen.”

Sie waren lange publizistischer Leiter bei Ringier, heute übt diese Funktion Verleger Michael Ringier selbst aus. Welche Unterschiede bestehen in Ihren beiden Ansichten?

“In der Einstellung zur Publizistik, in der Einstellung zur Rolle und Verantwortung des Journalismus in der Gesellschaft, in der Einstellung zur Bedeutung der Sprache passt kein Seidenpapier zwischen uns.”

Ich habe den Eindruck, was Sie interessiert, ist der Inhalt, aber die Zeitung als wirtschaftliches Produkt weniger?

“Das sind ja nicht zwei unterschiedliche Dinge. Es ist für eine Zeitung entscheidend, wie sie journalistisch gemacht ist. Es ist nicht so, dass man den Inhalt bestimmen muss, sondern er ergibt sich aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die abgebildet wird. Es ist wesentlich, mit welcher Sprache und Intelligenz, mit wie viel Gefühl und Verantwortung ein Chefredaktor das Blatt macht. Guter Journalismus ist viel dauerhafter als gutes Marketing.”

Verstehen Sie sich als Übervater der Chefredaktoren von Ringier?

“Ich verstehe mich überhaupt nicht als Übervater. Die Intensität meiner Gespräche mit den Chefredaktoren ist auch ganz verschieden. Aber natürlich bin ich ganz klar einer, der sehr intensiv debattiert, seine Meinung äussert und Ideen entwickelt.”

Warum waren Sie selbst nie in der Position eines Chefredaktors?

“Wissen Sie, man muss wissen, was man nicht kann. Ich habe noch nie ein Buch geschrieben, also kann ich es auch nicht, bis ich das Gegenteil bewiesen habe. Ich bin auch kein journalistischer Wiederholungstäter, der täglich oder wöchentlich sein Blatt herausbringt. Es ist nicht so, dass mich das Operative langweilen würde, aber es entspricht nicht meinem Temperament. Ich halte andere Leute für diese Posten für befähigter. Ein Chefredaktor ist auch mit vielen Dingen befasst, die mit Journalismus nur bedingt zu tun haben. Ich selbst befasse mich ausschliesslich mit Inhalten der Gesellschaft, mit der Art, wie man diese weiterdenkt und umsetzt.”

Ist das nicht sehr bequem? Ein Chefredaktor wird am Markt an der Auflagenzahl gemessen. Wenn diese nicht erreicht ist, ist er schnell wieder weg. Als Nichtverantwortlicher hat man mehr Möglichkeiten, die eigene Ideologie einzubringen.

“Ich trage in der Ringier-Führung seit 15 Jahren grosse Verantwortung mit, zum Beispiel für die Berufung von Chefredaktoren. Das Wort Ideologie möchte ich gestrichen haben. Ich bin unideologisch, aber ich habe Werte. Eine Ideologie ist ein geschlossenes Weltbild, ich hingegen habe ein offenes Weltbild. Meine Position ist auch nicht bequemer als die eines Chefredaktors. Ich habe einen grossen Respekt vor einem Chefredaktor und rede ihm auch nicht in seine Sache hinein. Das ist eine Legende, die von einigen Journalisten hartnäckig aufrechterhalten wird. Was ich in Redaktionen einbringe, sind Denkanstösse.”

Sie liebten einst Italo-Western von Sergio Corbucci und Sergio Leone, damals in Bieler Zeiten mit Mario Cortesi. Verstehen Sie sich als Desperado?

“Ich halte Filme wie *Il grande silenzio* für gross. Italo-Western von dieser Qualität haben für mich geradezu brechtsche Aspekte. Es ist die Parabel, die mich interessiert. Damals herrschte der Kalte Krieg, und man lebte in Erwartung eines möglichen Showdowns zwischen den USA und der UdSSR. *High Noon* mit Gary Cooper wurde unter Eindruck des Korea-Kriegs produziert. In diesem Film sieht man den einsamen Amerikaner, der gegen das Böse antritt, Niederlagen einsteckt, aber am Schluss siegt. Seit der Kalte Krieg beendet ist, ist es auch der Western.”

Als Sie knapp über 20 waren, mieteten Sie in Schernelz bei Biel zusammen mit Mario Cortesi ein Haus und luden Parlamentarier und Bundesräte zum Gedankenaustausch ein. Warum kamen diese zu Ihnen?

“Ich organisierte schon mit 18 einen politischen Wahlkampf, obwohl ich noch nicht wahlberechtigt war. Ich war sehr früh in Biel politisch tätig. Die Treffen in Schernelz erfand ich, als ich für die damalige Nationalzeitung Bundeshausredaktor war. Ich

machte derlei Dinge immer mit einer Kühnheit sondergleichen. Die Gäste mussten sogar die Schuhe ausziehen, denn der Living Room war völlig weiss eingerichtet mit einem zarten weissen Teppich. Ich verteilte dann Swissair-Finken. Ich erinnere mich, wie Divisionär Wildbolz in voller Militärmontur und in hohen Schuhen ankam. Ich bat auch ihn, die Finken anzuziehen. Das Finkenritual hatte enorme Auswirkungen auf die Gespräche. Es entstand sofort eine private und vertrauliche Atmosphäre.”

Wie entstand die Situation, dass ein junger Journalist ruft und die politische Führung kommt?

“Ich hatte wohl Chuzpe, und ich war schon relativ bekannt. Ich schrieb in der Nationalzeitung die beliebte Rubrik Kopf des Tages. Als sehr junger Journalist war ich sehr kritisch, aber ich signalisierte den kritisierten Politikern in der Regel auch Sympathie. Das mache ich noch heute. Ich kritisiere seit einiger Zeit Kaspar Villiger wegen seiner Haltung zum Bankgeheimnis. Aber ich mag ihn sehr. Damals hat man die Zuneigung des jungen Feuerkopfs wohl auch gespürt und hat ihn deshalb auch akzeptiert.”

Strebten Sie an, bekannt zu werden und Karriere zu machen?

“Das ist so typisch schweizerisch: Man verdächtigt jemanden, dass das, was er tut, nur Vorwand ist, um ein persönliches Ziel zu erreichen. Ich denke nie in diesen Kategorien.”

Was ist aus den Meetings in Schernelz geworden?

“Ich organisiere noch hie und da in Bern ein Dîner débat im Grillroom des Hotels Bellevue. An der letzten Debatte nahm Joschka Fischer teil. Ich spreche auch sehr intensiv mit Politikern, einzeln, zu zweit oder zu dritt, und lade Persönlichkeiten, die mich interessieren, zum Abendessen ein.”

Vor 30 Jahren schrieb man noch nicht über den Menschen hinter der Funktion?

“Ab 1973 startete ich mit Porträts in der Schweizer Illustrierten. Das waren sehr persönliche Geschichten, die durch das Private Aufschluss über die porträtierte Persönlichkeit gaben.”

Haben Sie quasi den Bundesrat popularisiert?

“Das ist nicht falsch. Mein erstes Porträt war über Bundesrat Nello Celio. Er lud mich zu sich nachhause ein, und wir sassen zu dritt mit seiner Frau am Tisch, der reich gedeckt war mit Salami, Tessiner Käse und Wein. Wir vergassen dabei ganz, dass wir fotografiert wurden, und es entstanden Bilder, die damals sensationell wirkten. Wir machten mit so einem Bild die Geschichte auf, farbig und doppelseitig. Es zeigte die ganze spontane Menschlichkeit, die Nello Celio auszeichnete.”

Haben Sie je Reden geschrieben für Bundesräte oder Nationalräte?

“Ich habe stets nur meine eigenen Reden geschrieben. Vielleicht habe ich jemanden beim Nachdenken beeinflusst. Es kommt vor, dass Politiker mir gut zuhören. Umgekehrt kommt es vor, dass ich von Politikern lerne.”

Sie sind eng vertraut mit Bundesrat Adolf Ogi. Haben Sie ihn zum Bundesrat geschrieben?

“Das kann man in diesem Land nicht. Man kann sich als Journalist opportunistisch auf die Seite von Politikern schlagen, die durch eine sichere Wahl Recht bekommen. Ich habe mich mehrheitlich für Politiker engagiert, die nicht Recht bekamen. Ich setze mich journalistisch lieber für jene ein, die geringere Wahlchancen haben, weil sie vielleicht weniger den Anforderungen entsprechen, die man aufweisen muss, um Bundesrat zu werden. Wenn Kollegen sagen, die Person, für die ich mich einsetze, habe keine Chance, dann ist mir das egal. Viel interessanter ist es, bei einem Kandidaten unbequeme Qualitäten sichtbar zu machen, ihn deshalb zu unterstützen, auch wenn er chancenlos ist. Adolf Ogi habe ich sehr in Schutz genommen gegenüber der Verächtlichmachung, die manche Journalisten ja bis heute pflegen, wenn sie über diesen aussergewöhnlich fähigen Bundesrat schreiben.”

Woraus besteht die Seelenverwandtschaft zwischen Ihnen und Adolf Ogi?

“Wir sind beide Autodidakten.”

Sie haben Schriftsetzer gelernt. Verachten Sie Leute mit einem Hochschulabschluss?

“Nein, ich achte sie sogar sehr. Doch verachte ich jene, die ihrerseits Menschen verachten, die keinen Hochschulabschluss haben. Das Wichtige am autodidaktischen Weg ist: Man ist nie erlöst. Man hat kein Lizenziat, keinen Doktor-Titel, also kommt nie der Moment, in dem man sagen kann, die Bildung sei abgeschlossen. Der Autodidakt bildet sich immer weiter, weil er stets glaubt, er wisse noch nicht genug. Das ist ein wunderbarer Antrieb. Wenn man sein Leben als Bildungsprozess betrachtet – als Journalist wird man dafür sogar bezahlt –, ist man immer Autodidakt.”

Ist es richtig gewesen, dass Sie Journalist wurden, oder hätten Sie nicht besser selbst Politiker werden müssen?

“Ich habe mal ausgerechnet, dass mich Tagespolitik nur zu 15 Prozent meiner Zeit beschäftigt. Ich interessiere mich in einem breiten kulturellen Sinn für die Gesellschaft, für das Leben meiner Mitmenschen, für mein Leben. Die Politiker achte ich sehr, weil sich die gesellschaftliche Entwicklung in der Politik niederschlägt und die Politiker der Entwicklung eine Form geben. Ich kämpfe dafür, dass die Politik stark bleibt und nicht

alles der Wirtschaft überlassen wird. Aber Politiker sein möchte ich nicht, denn er ist sehr stark fremdbestimmt, er muss sogar täglich und wöchentlich irgendwo siegen. Ich möchte mein Leben Tag für Tag frei gestalten können. Das ist mir gelungen.”

Aber müssten Sie angesichts eines Christoph Blochers, der gegenteilige Ansichten als Sie vertritt, und damit Wahl um Wahl gewinnt, nicht auch in den politischen Ring steigen und ihm auf der gleichen Ebene Front bieten?

“Ich glaube, dass ich im Sonntagsblick mit meiner kritischen Haltung zum Rechtspopulismus mehr beitragen kann als in der Rolle eines Politikers. Es geht hier um das Phänomen von Entwurzelung und Verunsicherung sehr vieler einfacher Menschen in unserem Land, wie es sie auch Ende des letzten Jahrhunderts als Folge der Industrialisierung gab. Daraus entstand eine konservativ-reaktionäre Bewegung, die ihren Höhepunkt in nazistischen und faschistischen Bewegungen der Dreissigerjahre hatte. Damals hiess das Schlagwort Verstädterung, heute heisst es Globalisierung. Heute wie damals bangen die Menschen um ihre Werte und Wurzeln. Sie fühlen sich überfahren. Da gibt es dann Politiker, die sich als Führer aufspielen, indem sie simple Antworten auf komplexe Fragen geben. Sie nützen die Entwicklung aus, um persönliche Macht zu erlangen.”

Müssten Sie nicht selbst in die Verantwortung, damit Ihr Wort wirklich Gewicht bekommen kann?

“Sie haben nun das zweite Mal das Wort Verantwortung benutzt; vorhin ging es um diejenige des Chefredaktors, jetzt um diejenige des Politikers. Ich glaube, wenn man sich mit einer Kolumne äussert, die mit dem eigenen Namen gezeichnet und mit dem eigenen Bild versehen ist, dann hat man eine grosse Verantwortung. Es gibt eine publizistische, intellektuelle Verantwortung. Wenn ich am Tisch sitze und auf meiner Hermes 3000 schreibe, überlege ich bis zum letzten Moment, ob ich die richtigen Worte gewählt habe. Ich ringe um das richtige Wort, hinterfrage es, ob es stimmig ist oder verletzt. Nicht nur Menschen, die in irgend-einer Hierarchie gerade eine Position einnehmen, tragen Verantwortung.”

Wenn Sie in die Politik gegangen wären, für welche Partei hätten Sie sich engagiert?

“Ich bin nun mal in keine Schublade einzuordnen. Das ist natürlich schwierig in diesem kleinen Land, wo jeder in einer Schublade steckt. Es ist sogar manchmal für mich selber verzwickt. Muss ich erklären, was ich in meinem Leben mache, kann ich das wohl inhaltlich tun. Doch wenn ich meine Funktion erklären will, ist das fast unmöglich. Ich sage immer, meine Funktion ist mein Name und weiter nichts.”

Sie schreiben in einer Zeitung, die vornehmlich von Menschen gelesen wird, welche die Politik Blochers gutheissen. Müssen Sie nicht eher für eine Weltwoche schreiben? Schreiben Sie gegen die Mehrheit Ihrer Leser?

“Das ist eine Unterstellung. Sicherlich gehören zu unseren Lesern Leute, die rechtspopulistisch orientiert sind. Das gilt in erheblichem Masse auch für die NZZ. Aber die grosse Mehrheit der Sonntagsblick-Leser gehört nicht dazu. Ein Lesertest hat gezeigt, dass meine Kolumne eine enorme Anhängerschaft hat, die bisweilen sogar bei der Quote des Sports liegt.”

Doch Blocher gewinnt und gewinnt. Offensichtlich hat Ihre Kolumne weniger Einfluss, als Sie sich das wünschten?

“Das ist ein vorübergehendes Phänomen. Wobei nichts vorübergeht, wenn man nichts dagegen unternimmt. Als Demokrat muss man sich gegen Fremdenhass und gegen Führerwahn der rechtspopulistischen Politik engagieren. Gerade die Rechtspopulisten haben das Gefühl, dass ich mit meiner Arbeit eher zu viel Einfluss ausübe.”

Finden Sie sich eher in Strukturen oder im Chaos zurecht?

“Ich bin einerseits sehr chaotisch. Es gibt aber Momente, zum Beispiel wenn ich einen Vortrag, einen Artikel oder eine Fernsehsendung vorbereite, da bin ich dann extrem diszipliniert. Denkarbeit beginnt immer chaotisch, äusserst assoziativ. Das führt dazu, dass ich in der Nacht aufstehe, weil ich eine bestimmte Formulierungskaskade im Kopf habe. Die schreibe ich auf; ich muss sie loswerden. Oder ich bin unter der Dusche, und es fällt mir ein Wort ein, dann muss ich mich abtrocknen, das Wort aufschreiben gehen, denn danach wäre es weg. Das Formulieren von Denken ist sehr chaotisch. Aber nachher bin ich diszipliniert.”

In Ihren Kolumnen beziehen Sie sich oft auf Artikel, die in anderen Zeitungen erschienen sind. In einer kritisieren Sie die NZZ, die Wortgebilde wie “parteipolitische Ränkeschmiede”, “Kuhhandel” und “Dunstkreis der Politik” gebraucht. In einer andern die Sonntagszeitung, in der politische Forderungen von Neonazis publiziert wurden. Betreiben Sie bewusst eine Medienschelte?

“Ich kritisiere nicht die Zeitung, sondern den Inhalt, einen Artikel. Wenn ein Journalist etwas schreibt, von dem ich finde, dass man das so nicht sagen kann, dann setze ich mich mit seiner Einstellung auseinander. Ich finde, dass wir Journalisten uns gegenseitig viel zu wenig in der Sache kritisieren, dass wir zu sehr immer auf die Person zielen. Ich enthalte mich seit je der persönlichen Fertigmacherei von Kollegen. Es ist wichtig, dass man das Geschriebene anzweifelt; es braucht eine intellektuelle Auseinandersetzung. Sonst kann beispielsweise Rechtspopulismus entstehen, der Ausdruck von Sprachlosigkeit ist, von

dumpfer Emotionalität; er genügt sich mit Schlagwörtern wie 'die Kosovo-Albaner sind schuld'. Er genügt sich darin, Sündenböcke zu finden. Er ist erfolgreich, weil sich auf der Gegenseite zu wenige kämpferisch und glasklar argumentativ mit den Themen beschäftigen, die viele Menschen verunsichern."

Sie kritisieren auch das Denken heutiger Wirtschaftsführer, die sich die Politik unterordnen wollen.

"Das Wort Wirtschaftsführer ist zu bombastisch. Begnügen wir uns mit dem Ausdruck Unternehmensleiter. Das klingt etwas bescheidener. Ich sehe, dass viele Manager, wenn es um ihr Geschäft geht, unglaublich fähig sind. Sobald sie sich aber über die Gesellschaft äussern, sind sie unbedarft, unvorbereitet, haben zu wenig nachgedacht, und sie sind auch oft ohne Bildung – und schwatzen trotzdem in die Mikrofone. Es ist bisweilen peinlich. Mir fehlen Unternehmer, die sich auch der Gesellschaft gegenüber verantwortlich fühlen. Aber nicht nur von ihrem unternehmerischen Hochsitz aus. Ich wünschte, dass sie sich direkt in die Gesellschaft hineinbegeben würden. Mir fehlen die Leute, die sich nicht nur Gedanken über die Gewinnmaximierung machen, sondern auch über die Gesellschaft. Mir fehlt die wirtschaftliche Elite im wahren Sinne des Wortes."

Von welcher Gesellschaft sprechen Sie? Konzerne sind oft in hundert Ländern präsent?

"Ich spreche von Leuten, die gerne in diesem Land leben, die zumindest in Zumikon auf dem Golfplatz ihre Ruhe haben möchten. Sie müssen daraus ihre Verpflichtung ableiten, etwas für dieses Land zu tun. Das beginnt damit, dass sie versuchen, eine gewisse Distanz zu ihren unmittelbaren unternehmerischen Interessen zu finden. Es gibt übrigens eine wunderschöne Spannweite für ein Leben, wenn man versucht, über seine unmittelbare Verantwortung hinauszudenken."

Misstrauen Sie Unternehmensverantwortlichen?

"Nein, ich finde sie oft nur zu wenig originell. Ich bin auch dagegen, dass man unser wirtschaftliches Familiensilber ohne Not und Sinn, nur auf Grund reiner Profitabsichten und mit dem Ziel der Aktienpflege verscherbelt, wie bei Sulzer, wie bei Feldschlösschen, wie bei Alusuisse, um nur wenige Beispiele zu nennen. Hingegen gibt es Ereignisse, auf die ich stolz bin, dass sie schweizerisch sind. So finde ich es ganz toll, wie die UBS und Credit Suisse in Amerika durch Übernahmen wachsen. Man bedenke, dass ein so kleines Land eine so bedeutende Wirtschaft hat – eine Wirtschaft, die wohl für ein Volk von 20 Millionen Personen reichen würde. Das ist ein Teil der Kraft unseres Landes."

Aber der vorherrschende Neoliberalismus greift Ihnen zu kurz?

“Neoliberalismus ist ein falscher Begriff, aber er hat sich nun einmal eingebürgert. Neoliberalismus begründet ursprünglich die soziale Marktwirtschaft, wie sie der frühere deutsche Wirtschaftspolitiker und Bundeskanzler Ludwig Erhard entwickelt hat. Heute steht der Begriff für die Auffassung, dass es keinen Staat mehr braucht, dass er abgewrückt werden muss. Neoliberalismus ist im Grunde die Gegenideologie zur marxistischen Heilsbotschaft. Der Marxismus steht für die totale Planwirtschaft, der Neoliberalismus für den Nachtwächterstaat, also für die Liquidierung des heutigen Staats. Während des Kalten Kriegs musste der Kapitalismus dem Kommunismus ein soziales Modell gegenüberstellen. Daraus entwickelte sich die soziale Marktwirtschaft, die ein gewaltiger Fortschritt war. Es entstand ein zivilisierter, verantwortungsbewusster Kapitalismus. Nachdem nun die Gegnerschaft entfallen ist, will der Kapitalismus sich zurückholen, was er verloren zu haben glaubt, weil man im Konsens mit Arbeitnehmern, Gewerkschaften und Gesellschaft zu Lösungen und Kompromissen bereit war. Damit läuft der Kapitalismus heute Gefahr, wieder eine Gegenideologie heraufzubeschwören. Es gibt immer mehr Menschen, die gegen Deregulierung und Globalisierung aufbegehren. Eine Gesellschaft kann aber nur funktionieren, wenn möglichst viele Menschen in sozialer Sicherheit die Früchte ihrer Arbeit ernten.”

Welche Werte stören Sie konkret am Neoliberalismus?

“Ich habe mir überlegt, welche Werte uns vom Neoliberalismus vermittelt werden, welche Wörter. Ein Unternehmen muss schlank sein; der Mensch muss fit sein; ebenso das Unternehmen; der Stärkere siegt; es gibt Verlierer; der Schnellere frisst den Langsameren! Das ist purer Darwinismus! Es gibt von Hitler ein Zitat zur deutschen Jugend: ‘In unseren Augen, da muss der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.’ Also heute werden wieder Vorstellungen vermittelt, die äusserst brutal wirken: der Gesunde gegen den Ungesunden, der Starke gegen den Schwachen, der Mächtige gegen den Ohnmächtigen, der Schnelle gegen den Langsamen. Das ist in der Tat unheimlich. Nicht, dass diese Werte gezielt programmatisch vertreten würden, doch die jungen Leute lesen solche Aussagen und glauben, dass sie selbst sich so verhalten müssen. Wer setzt sich noch ein für Werte wie Mitverantwortung, Solidarität, Gemeinschaft?”

Ein Unternehmensleiter benützt hier allenfalls das Gegenargument, dass er nur sozial sein und also Mitarbeiter beschäftigen kann, wenn ihm möglichst wenig staatliche Hürden in den Weg gelegt werden.

“Es sind ja nicht alle Unternehmer vom neoliberalen Virus befallen. Gerade in kleinen und mittleren Betrieben gibt es noch den Patron mit ausgeprägter Verantwortung für die Menschen in seinem Betrieb, der sich auch in seiner Region stark engagiert.

Im Weiteren muss ich sagen, die Begriffe, die ich kritisiert habe, sind für ein Unternehmen nicht unbedingt falsch, sie sind es nur, wenn sie plötzlich für die ganze Gesellschaft gültig werden – dann sind sie sogar gefährlich.“

Wie würden Sie die Wirtschaft konkret regulieren?

“Man muss sie so wenig wie möglich regulieren. Doch dort, wo Benachteiligung von Menschen und Ohnmacht der Gesellschaft droht, muss mit Gesetzen korrigiert werden.“

Ein konkretes Beispiel?

“Kurzfristige Währungsspekulationen sollten durch eine Steuer auf grenzüberschreitenden Devisentransaktionen behindert werden. Gerade die Asienkrise führte vor Augen, welche Verheerungen skrupellose Spekulation anrichten kann.“

Welche Rolle spielen Sie im Medienhaus Ringer?

“Ich bin Teil der Führung von Ringier.“

Sie sind nicht mehr Mitglied der Konzernleitung.

“Das bin ich nicht mehr, seit die Konzernleitung rein operativ ausgerichtet ist. Ich war es während 15 Jahren.“

Sie sind publizistischer Berater von Verleger Michael Ringier. Wie muss man sich diese Beratung vorstellen?

“Wir reden viel zusammen, wir debattieren heftig, wenn wir Meinungsverschiedenheiten haben. Wir reden über Journalismus, Politik, Philosophie und über Gott und die Welt.“

Welche Aufgaben haben Sie konkret?

“Ich schreibe, ich denke, ich gebe Impulse, ich arbeite an Projekten, ich mache Fernsehsendungen, ich bin Lehrbeauftragter an der Universität St. Gallen – und ich habe einen grossen Freiraum.“

Hätten Sie sich auch etwas anderes vorstellen können?

“Ich kann nichts anderes. Sehen Sie, wenn es einem so gut geht wie mir, beginnt man zu überlegen, was man hätte anderes machen können. Es droht die Gefahr, dass man übermütig wird. Mit meiner Karriere, die gar keine ist, weil sie ein Lebensweg ist, bin ich sehr zufrieden.“

Es ist auch wunderbar – wenn ich etwas boshaft sein darf –, den eigenen Narzissmus im Beruf auszuleben.

“Ich glaube nicht, dass ich narzisstisch bin. Aber ich weiss durchaus, was für mich gut ist und was ich gerne mache.“

Narzissmus ist durchaus legitim, wenn man ihn aus einem starken Selbstbewusstsein ableitet.

“Sagen wir es so: Man muss sich selber gerne haben, sonst verpasst man das Leben. Und andere Leute kann man nur

mögen, wenn man sich selber mag. Ich kann bestätigen, dass ich mich selber wirklich gerne habe. Aber ich mag auch andere Menschen. Darum falle ich immer wieder auf jemanden herein.”

Sie haben bereits erwähnt, dass Sie enttäuscht wurden. Inwiefern?

“Ja, zum Beispiel Vertrauensmissbrauch. Zu einem Leben gehören auch Niederlagen und Enttäuschungen.”

Haben Sie die bekannte Midlife-Crisis durchlebt?

“Das kenne ich nicht. Ich habe der Midlife-Zeit auch keine besondere Beachtung geschenkt. Das ist vielleicht ein Beleg dafür, dass ich nicht narzisstisch bin. Ich glaube aber schon, dass es wichtig ist, sein Leben zu leben und nicht ausschliesslich nach aussen zu wirken.”

Sie lassen sich nicht überrollen?

“Ich kann es mir leisten, einen Nachmittag lang zu lesen. Lesen ist eine enorme Verlangsamung. Verlangsamung bedeutet: richtig geniessen zu können. Es ist eine Lust, zu verlangsamen, aber auch eine Lust, wieder etwas zu unternehmen. Ein Mensch, der nur rennt, weiss am Schluss nicht mehr, wohin er rennt – er stolpert. Ich habe gerade einen Kindersommer hinter mir: Ferien, in denen jeder Tag gleichförmig verging.”